

Die Ordensgeschichte im Dienst der Glaubensvermittlung(Evangelisierung)¹

von Christian-Erdmann Schott, Mainz

Der deutsche Protestantismus kennt nur wenige Institutionen, die ein so ausgeprägtes Traditionsbewusstsein besitzen wie der Johanniterorden. Das vielfältig wach gehaltene und gepflegte Wissen um die eigene Geschichte hat dem Orden auch bis heute erkennbar genutzt. Es hat ihn vor der allzu eifertigen Anpassung an modische Trends bewahrt und ihm eine in sich ruhende Stabilität und auch Autorität verliehen. Als hilfreich hat sich dieses Traditionsbewusstsein vor allem in den Zeiten erwiesen, in denen der Orden besondere Herausforderungen zu bestehen hatte. Seit oder mit seiner Wiederherstellung in den Jahren 1852/53 war das drei Mal. Hier ein knapper Überblick:

I. Der Johanniterorden – Stabilität und Effizienz durch Traditionsbewusstsein

1. Die Restituierung unter Friedrich Wilhelm IV. (1795-1861, Reg. 1840-1861) ist gerade deshalb so überzeugend gelungen, weil der König bewusst den Anschluss an die Tradition der von seinem Vater, Friedrich Wilhelm III. (1770-1840, Reg. 1797-1840), 1810/11 für Preußen aufgelösten Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem hergestellt hat. Dieser Anschluss bedeutete nicht die Wiederbelebung oder Wieder-In-Kraft-Setzung des gesamten Bestandes an Überlieferungen, Regeln und Bestimmungen des mittelalterlichen Ordens. Es war auch von vornherein keine Wiedereinsetzung in die untergegangenen Privilegien, etwa durch Rückgabe der eingezogenen Kommenden, beabsichtigt. Dieser Anschluss war vielmehr verbunden mit einer durchgreifenden Neuorganisation, die aber in den Rahmen und in den Geist der Tradition so sinnvoll eingebettet blieb, dass von einer Zeit entsprechenden Fortschreibung des seit 1099 bestehenden Johanniterordens gesprochen werden konnte.

Dieser Anschluss an die Tradition hat dem Orden nicht nur damals, sondern auch später das Überleben erleichtert, wenn nicht sogar ermöglicht. Wäre der Orden als Königliche Institution wiederhergestellt und eingerichtet worden, wäre er 1918 mit dem Untergang der Monarchie wahrscheinlich mit untergegangen, so wie damals etwa die Garderegimenter aufgelöst werden mussten. Durch den Anschluss an die mittelalterlich-ritterliche Johanniter-Tradition war der Orden in seine eigene, eine vom König weitgehend unabhängige Geschichte hineingestellt

¹ Vortrag vor den Vereinigten Subkommenden des Johanniterordens in Bonn am 26. Januar 2004 .

und damit aus sich selbst und seinem die Jahrhunderte überdauernden, ihn bleibend fordernden Auftrag – Dienst an den “Herren Kranken“ und „Kampf gegen den Unglauben“² – nach innen und nach außen legitimiert.

2. Vor einer völlig anderen Situation stand der Orden unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Er war arm geworden: Seine Einrichtungen in Ost- und Mitteldeutschland waren verloren; viele Mitglieder gefallen, umgekommen, vermisst, interniert; der deutlich größere Teil hatte seinen gesamten Besitz verloren, war geflohen oder vertrieben, manche auch ausgebombt; rund zehn Prozent hatten sich der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) zu- und vom Orden abgewandt. Die Besatzungsmächte waren dicht dran, dem Orden die Lizenz zum Weiterbestehen zu verweigern. Der damalige Herrenmeister Oskar Prinz von Preußen (Reg.1927-1958) stand vor der Notwendigkeit eines fast völligen Neuanfanges, und zwar nicht allein im Blick auf die Gewinnung neuer Mitglieder und den Auf- und Ausbau neuer Strukturen und Wirkungsmöglichkeiten, sondern fast wichtiger noch hinsichtlich der inneren Fundierung und Ausrichtung der Ordensarbeit. Denn das war den Überlebenden der Katastrophe von 1945 klar – eine bloßes Weitermachen auf der Grundlage, die von 1853 bis 1933 (1945) gegolten hatte, konnte es nicht geben; konnte es deshalb nicht geben, weil der Orden und sein Einsatz von der Voraussetzung einer intakten adligen Standeskultur getragen und bestimmt war. Diese Standeskultur ist mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges untergegangen.

Die Entscheidungen von damals haben ihre unübersehbaren Fernwirkungen bis heute. Ich greife hier die für unser Thema besonders wichtige Neubesinnung auf die christlichen Wurzeln der Johanniter-Tradition heraus. Der Orden hat sich nach 1945 bewusst auf das die Zeiten und alle zeitlichen Ordnungen überdauernde Fundament des Wortes Gottes gestellt. Die Ordensregel von 1963 zeigt diese neue Orientierung. In Formulierungen wie „Wort Gottes“, „Liebe Christi“, „Gnade Gottes“ „Sieg Christi“, „Zur Ehre Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ zeigt zum Beispiel das Rechtsrittergelübde deutliche Anklänge an die Sprache des Neuen Testaments. Die ritterliche Tradition des Ordens findet ihren Ausdruck in Begriffen wie „Gehorsam gegenüber meinen Ordensoberen“, „meine Herren, die Kranken“, „Ritterlichkeit“. Aber die ritterliche Ordenstradition ist eingefügt in die größere, umfassende Wirkungsgeschichte des Evangeliums oder des Reiches Gottes. In diesem Bezugsrahmen haben Geschichte, Tradition, Selbstverständnis, Fortbestand und weitere Tätigkeit des Johanniterordens ihren Platz. Zugespitzt wird man formulieren können: 1853 und in den folgenden Jahrzehnten seines Bestehens ging es dem Johanniterorden auch

² Christian-Erdmann Schott, „Kampf gegen den Unglauben“. In: Ders., Wir werden gebraucht. Auftrag und Weg der Johanniter, Beta Verlag Bonn 2002 S. 49-65, hier S.49-57

beim „Kampf gegen den Unglauben“ um das Königreich Preußen, jetzt geht es ihm um das Königreich Jesu Christi.

Mit der Verinnerlichung war eine Verkirchlichung verbunden. In den Jahrzehnten zwischen 1853 und 1918 hat der Orden die evangelische Kirche als Teil der gesamtstaatlichen Ordnung selbstverständlich gefördert und unterstützt. Viele Ordensritter haben sich darüber hinaus als Patrone ihrer Kirchengemeinden große Verdienste erworben. Aber insgesamt hat sich der Orden nicht als „kirchlicher“ Orden gesehen. Umgekehrt hat auch die evangelische Kirche den Johanniterorden nicht als Teil ihrer Organisation verstanden. Man kann das sehr gut daran sehen, dass in den Darstellungen der Kirchengeschichte einzelner Landeskirchen beziehungsweise Kirchenprovinzen der Johanniterorden bis heute fast nie erwähnt wird. Er war eben kein Teil der Kirchengeschichte. So wie auch die Heime und Anstalten der Johanniter häufig nicht in den Berichten und Gesamtdarstellungen der „Inneren Mission“ erwähnt wurden. Man sah in der Liebestätigkeit der Johanniterritter nicht so sehr ein kirchliches Engagement, sondern eher ein altadeliges Standesverhalten.

Das änderte sich nach 1945. Mit dem Untergang der adligen Standeskultur wird der Orden kirchlicher. Er betont seine Nähe, seinen Einsatz, seine Verantwortung, seine Mitarbeit in der evangelischen Kirche und ist mit allen seinen Einrichtungen und Werken selbstverständlich Mitglied im Diakonischen Werk.

3. Die dritte große Herausforderung ist auf den Orden und seine Werke mit der Wiedervereinigung ab 1989/90 zugekommen. Diese Herausforderung zeigte sich in vielen Facetten.³ Sie reichten von der Wieder-in-Besitz-Nahme ehemaliger Johanniterhäuser über die Übernahme von Einrichtungen aus kommunaler Trägerschaft bis zur Eröffnung ganz neuer Arbeitszweige wie die Kindergartenarbeit, die offene Jugendarbeit, den Schulsanitätsdienst oder die Hospizarbeit der Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. (JUH) in den so genannten neuen Bundesländern. Insgesamt war die Osterweiterung die größte Herausforderung für den Orden und seine Werke seit dem Zweiten Weltkrieg. Er hat sie organisatorisch mit Bravour gemeistert. In den östlichen Bundesländern sind „Die Johanniter“ in vielen Bereichen wegen ihrer Einsatzfreudigkeit, Verlässlichkeit und Effizienz hochgeschätzt.

Durch die Wiedervereinigung ist dem Orden aber auch ein neues Problem zugewachsen. Er bekam oder übernahm Tausende von Mitarbeitern, die keiner Kirche angehören und ohne christliche Sozialisation aufgewachsen sind. Nach der jüngsten Aufstellung über die

³ Christian-Erdmann Schott, Zehn Jahre Johanniter in den neuen Bundesländern. Eine Zwischenbilanz. In: Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte (BOKG) 4, 2001 S. 71-84. - Ders., „Gewinnen für den Glauben“ – Geistliche Strategien der Johanniter in den neuen Bundesländern. In: BOKG 2, 1997 S. 44-52

Kirchenzugehörigkeit von hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der JUH vom Juni 2003 gehört zum Beispiel die Mitarbeiterschaft im Landesverband Berlin-Brandenburg zu rund 85 Prozent keiner Kirche an, in den Landesverbänden Sachsen-Anhalt/Thüringen sind es 73 Prozent, in Sachsen knapp 66 Prozent. Die, allerdings innerhalb der JUH besonders günstigen, Vergleichszahlen zu Nordrhein-Westfalen liegen bei 13,26 und für Bayern bei knapp 15 Prozent.⁴

Bei solchen Angaben empfiehlt es sich, sie mit ihrem Umfeld zu vergleichen. Darum hier noch ein paar Zahlen: Nach einem aktuellen Bericht in idea Spektrum wird in Vorpommern nur noch jedes zehnte Kind getauft. In Stralsund sind im Jahr 2003 38 Jugendliche konfirmiert worden gegenüber 564, die zur atheistischen Jugendweihe gingen. Die Zahl der Konfirmierten lag damit bei 6,3 Prozent.⁵

Wie haben Die Johanniter auf diese Situation reagiert? Im Wesentlichen haben Orden und JUH ähnlich reagiert. Sie haben sich nämlich jeder auf seine Weise auf die Johanniter-Tradition abgestützt und diese umzusetzen versucht nach dem Motto: „Wir sind eben ein christlich-evangelischer Verband und bei uns gehört Kirche dazu“. Beim Orden – ich kann hier besonders aus dem Bereich Sachsen-Anhalt/Thüringen berichten, weil ich der Provinzial-Sächsischen Genossenschaft angehöre - zeigte sich diese Selbstverständlichkeit, mit der die christliche Prägung zum Ausdruck kam, darin, dass die führenden Mitarbeiter in den Häusern und Heimen zu den Gottesdiensten bei den Rittertagen eingeladen wurden, aber auch in der Bestellung von Pfarrerinnen und Pfarrern, zum Teil auf Kosten der Genossenschaft, zu Seelsorgern in den Heimen und im Johanniterkrankenhaus Stendal, in der Einführung von regelmäßigen Andachten, Gottesdiensten, Johannestagsfeiern, christlichen Adventsfeiern, einer Heimzeitung, Postern auf den Gängen, Anbringung von Johanniterkreuzen- und fahnen und der Einladung an die Mitarbeiter zu Informations- und Gesprächsrunden oder Freizeiten über die Ordensgeschichte und biblisch-christliche Themen.

Die JUH war mit alledem zunächst zurückhaltender, musste vielleicht auch stärkere Rücksicht nehmen auf ihr Umfeld, zum Beispiel auf die Erzieherinnen und die Eltern der Kindergartenkinder, die zum Teil deutlich ihre Angst vor christlicher Vereinnahmung geäußert hatten. Längerfristig dürften zur christlichen Stabilisierung der JUH in den neuen Bundesländern aber auch die so genannten CI-Seminare = Corporate Identity-Seminare „Wir – Die Johanniter“ im Geistlichen Ordenszentrum Nieder-Weisel bei Butzbach beigetragen haben. Diese Seminare, die ich 1992 begonnen habe und heute noch mitgestalte, werden vom

⁴ Mitteilung der Bundesgeschäftsstelle der JUH in Berlin vom 12. Januar 2004

⁵ idea Spektrum. Nachrichten und Meinungen aus der evangelischen Welt, Herausgeber Ev. Nachrichtenagentur, Wetzlar 1/2/2004 S. 8

Bundesvorstand gefördert und sind inzwischen voll akzeptiert. Insgesamt sind bis jetzt 127 Seminare mit 1830 Teilnehmern durchgeführt worden.⁶

Das Besondere und in der Geschichte des Johanniterordens bisher Einmalige an den Bemühungen um die Ausbreitung des Glaubens in den östlichen Bundesländern ist, dass hier die eigene Geschichte als Mittel der Evangelisierung eingesetzt wird. Dass sich dieser Weg fast anbot, muss nicht verschwiegen werden. Er bot sich an, weil die Zielgruppe, die es zu gewinnen gilt, zunächst einmal unsere Mitarbeiter sind. Diese Menschen haben einen Arbeitsplatz bei uns und gehören zu uns. Es macht Sinn und wird auch gern angenommen, ihnen die Gesamtorganisation, die hinter ihrer Einrichtung steht, und deren Geschichte nahe zu bringen. Mit der Ordensgeschichte aber kann den Mitarbeitern wesentlich mehr vermittelt werden als die bloße Abfolge von historischen Ereignissen. Biblische Geschichten, Kirchen- und Diakoniegeschichte gehören ebenso dazu wie die Einladung, sich auf die christlichen Symbole einzulassen – vor allem natürlich auf das Kreuz, das mit seinen acht Spitzen auf die Seligpreisungen verweist, oder den Ordenspatron Johannes, durch den auch wieder Bezüge ins Neue Testament, auf die Taufe und ins Kirchenjahr möglich sind.

Damit dürfte deutlich sein, dass seit der Osterweiterung in den östlichen, inzwischen aber längst auch in den westlichen Bundesländern die Geschichte des Johanniterordens zu einer Einstiegsmöglichkeit, vielleicht sogar zu einem vehiculum der Glaubensvermittlung geworden ist; einer Glaubensvermittlung, die es, das mag noch einmal unterstrichen sein, so nur bei „Den Johannitern“ gibt.

Diesen I. Abschnitt zusammenfassend kann jetzt gesagt werden, dass der wiederhergestellte Orden die drei großen Einschnitte in seiner Geschichte – die Restituierung 1852/53 – die Neuorganisation nach 1945 - die Osterweiterung im Zuge der Wiedervereinigung sämtlich im bewussten Rückgriff mit gleichzeitiger Aktualisierung der eigenen Überlieferungen meistern und gestalten konnte. Oder etwas anders: Der Johanniterorden hat im Wandel der Geschichte seine Stabilität und seine Effizienz durch sein Traditionsbewusstsein gesichert und bewahrt.

II. Grenzen beim Einsatz der Ordensgeschichte für die Evangelisierung

⁶ Mitteilung der Landesgeschäftsstelle der JUH Hessen-Rheinland/Pfalz-Saar in Nieder-Weisel bei Butzbach am 13. Januar 2004

Der Einsatz der Ordensgeschichte stößt aber auch an Grenzen. Nur gelegentlich erfahren wir davon, dass sich Mitarbeiter durch ihre Zugehörigkeit zu „Den Johannitern“ veranlasst gesehen haben, um die Taufe oder um Wiederaufnahme in die Kirche zu bitten. Nach den anonymen Äußerungen auf den Fragebögen am Ende der CI-Seminare, aber auch aus Gesprächen wissen wir, dass die Zustimmung zu den Zielen und Leitgedanken der Johanniter hoch ist. Das spricht dafür, dass es durchaus gelingt, eine verstärkte Identifizierung zumindest mit den Zielen der JUH zu erreichen. Deutlich weniger wissen wir über eine Zunahme des Interesses an der Kirche. Wo eine Kirchenbindung bereits vorhanden war, ist sie jetzt verstärkt worden. Neue Kontakte zur Kirche hat es aber wohl nur vereinzelt gegeben.⁷ Der auch im Jahr 2003, 13 Jahre nach der Wiedervereinigung, immer noch sehr hohe Prozentsatz an Mitarbeitern ohne Kirchenbindung legt diesen Schluss nahe. Offensichtlich gelingt es uns nicht, eine größere Bereitschaft für den Kircheneintritt herzustellen.

Die Gründe dafür müssen nicht ausschließlich bei „Den Johannitern“ liegen. Sie können mit unserem Bestreben zusammenhängen, in dieser Frage keinen Druck auszuüben. In den östlichen Bundesländern gab es bald nach der Wiedervereinigung böse Sprüche, - etwa unter Mitarbeitern und Eltern in Kindertagesstätten, „Müssen wir jetzt immerzu beten?“ oder „Bis jetzt mussten wir rot, jetzt sollen wir schwarz sein“. Die Angst vor uns als christlichem Träger war ziemlich verbreitet,⁸ hat sich aber gelegt, nachdem Orden und JUH sich zu einer bewusst behutsamen Gangart in der Glaubensfrage entschlossen und wir dadurch auch viel Vertrauen als faire Arbeitgeber gewonnen haben. Die Glaubensinformationen werden darum ausdrücklich als Angebot gestaltet, das nicht mit Druck verbunden ist. Das mag auch ein Grund für den hohen Zuspruch sein, den unsere Angebote finden.

Die Zurückhaltung beim Kircheneintritt hängt aber sicherlich auch mit Umständen zusammen, die wir nicht zu verantworten haben. Vor allem natürlich mit der extremen Unkirchlichkeit, die wir als Erbe des DDR-Regimes übernommen haben, dicht gefolgt aber auch von dem allgemeinen Wertewandel in der Gesellschaft überhaupt. Kern dieses Wandels ist die Zunahme des Freiheitswillens und der Selbstgestaltungsmöglichkeiten der Menschen, die sich in dem Streben nach Selbstbestimmung in allen Lebensfragen bei gleichzeitiger

⁷ Zum Beispiel im Johanniterhaus Mansfeld in Sachsen-Anhalt, wo am 16. Februar 2002 in einem feierlichen Gottesdienst fünf Mitarbeiter/Innen und die Tochter einer Mitarbeiterin getauft werden konnten. Das geht hervor aus dem Rundbrief des Kommendators der Provinzial-Sächsischen Genossenschaft, Alfred Graf Schwerin von Krosigk, an die Ritter der Genossenschaft vom 31.7. 2002. Dort heißt es auf S. 7 weiter: Dieser Taufgottesdienst „war ein großes Erlebnis und ein höchst erfreulicher Erfolg unserer behutsamen Christianisierungsarbeit!“ Die Zahl der christlichen Mitarbeiter in diesem Ordenshaus erhöht sich damit von 10,3 % auf 37,5 %.

⁸ C.-E. Schott, Zehn Jahre Johanniter – wie Anm. 3 – S. 77-79

Minderung der Bindung an überkommene Institutionen und Autoritäten zeigt. Nach der neuesten, der vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft haben die evangelischen Kirchen seit 1972 in einem Zeitraum von 30 Jahren 5,2 Millionen Mitglieder durch Austritt verloren. Dem stehen erfreuliche 1,2 Millionen Eintritte gegenüber.⁹ Insgesamt wird man gegenwärtig in Deutschland von einer konfessionell grob viergeteilten Gesellschaft ausgehen müssen: Katholiken, Evangelische, andere Religionen, zum Beispiel Islam, und Konfessionslose, wobei die Konfessionslosen in den östlichen Bundesländern mit über 70 % eindeutig die stärkste Gruppierung bilden.

Konfessionslosigkeit ist teilweise bereits seit Generationen vererbt. Das erschwert natürlich den Eintritt in eine Kirche erheblich. Er kann den Austritt oder Ausschluss aus einer Familie, einem Freundeskreis, einem vertrauten Milieu bedeuten. Zuzumuten ist ein solcher Schritt einem Menschen eigentlich nur dann, wenn er in der Gemeinschaft, der er nunmehr zugehören will oder soll, etwa in einer Kirchengemeinde, eine neue Beheimatung, vielleicht so etwas wie einen Familien- oder Freundesersatz findet. Diese Ausstrahlung haben viele Gemeinden leider nicht. Der Schritt aus der unkirchlichen Tradition in die Kirche ist sehr viel schwerer als wir uns das gelegentlich vorstellen.

So wie auch Unglaube nicht einfach Nicht-Glaube ist. Nicht-Gläubige sind nicht einfach unbeschriebene Blätter, die wir nun mit dem Glauben füllen könnten. Unglaube ist vielmehr Gegen-Glaube, das heißt eine Prägung des Herzens, des Denkens und Wollens durch andere Ziele und Werte. Ungläubige glauben nicht nicht oder nichts. Sie haben ein anderes Wertesystem; ein Wertesystem, in dem Gott nicht und Kirche meist nur negativ vorkommt. Diese Einstellung, in der sie sich eingerichtet haben, bei der sie auch nichts vermissen, verteidigen sie auch. Durch Missions- oder Evangelisierungsabsichten fühlen sie sich angegriffen. Und dann werden sie ungemütlich. Grundsätzlich gilt hier die alte lutherische Einsicht: Der Platz im Herzen, von dem Gott verdrängt wurde, bleibt nicht leer. Er wird von anderen Inhalten, Zielen, Wichtigkeiten, „Göttern“ besetzt.

In dieser Gesamtlage kommt „Den Johannitern“ aber eine besondere Bedeutung als Zwischenstation zu. Wir sind christlich-evangelisch, aber doch nicht so ganz streng kirchlich wie es etwa Kirchengemeinden sein können. Durch die Möglichkeit zum praktischen Engagement bestehen für Haupt- wie Ehrenamtliche Ein- und Zustiegsmöglichkeiten, bei denen die Schwellen nicht hoch liegen. Wer mitmachen will - und es ist genug Arbeit da -

⁹ Kirche Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten Kirchenbindung – Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, herausgegeben von der EKD, Hannover 2003 S. 9 „Dabei hatte die Wiedervereinigung Deutschlands den negativen Effekt, dass etliche Jahre lang die Austritte vor allem in Ostdeutschland extrem hoch waren, weil Menschen, die schon lange der Kirche den Rücken gekehrt hatten, erst jetzt formell ihren Austritt erklärten. Diese Austritte sind inzwischen wieder erheblich zurück gegangen“ ebd.

kann mitmachen. Über das Mitmachen kommt es dann zu Freundschaften und zur Einwohnung im Johanniter-Milieu. Ich denke, als Platz zum Anwärmen, als Wegbereiter, durchaus im Sinne unseres Ordenspatrons Johannes des Täufers, sind wir sehr wichtig. Die Gefahr ist freilich nicht von der Hand zu weisen, dass wir uns damit zufrieden geben und uns in den Vorhöfen der Kirche bleibend einrichten.

Durch den Einsatz der Ordensgeschichte wird auf der anderen Seite auch die Grenze zum Orden deutlich. Die Mitarbeiter sollen ja nicht zum Eintritt in den Orden animiert, sondern für die Arbeit in den Ordenswerken zugestärkt werden. Sie sollen im Sinn und Geist des Ordens, wie ihn die Ordensgeschichte erkennbar macht, arbeiten, ohne im Orden zu sein, oder die Aussicht zu haben, jemals in den Orden aufgenommen zu werden. Diese Grenze wird von allen Seiten respektiert, von den Trainern genauso wie von den Mitarbeitern. Sie führt aber zwangsläufig zu einer Frage, die letztlich nur von den Mitarbeitern gestellt und gelöst werden kann, - die Frage nämlich: Wie kann, wie will ich als Johanniter oder Johanniterin im Mitarbeiterstatus meine Identifizierung, ja meine Begeisterung für die Ideen des Johanniterordens auf die mir verbliebene und mir entsprechende Weise ausdrücken? Das heißt: Die Mitarbeiter, und zwar gerade die engagierten, die mit dem Herzen dabei sind, müssen für sich Wege finden, um ihre Johanniteridentität neben dem Orden oder außerhalb des Ordens zu suchen und zu leben. Und das tun sie auch.

Das neueste Beispiel für eine Lösung dieser Frage ist das Buch „Rette mich ein bisschen – ein Sanitärroman“ von Jörg Thadeusz, erschienen 2003 bei Kiepenheuer und Witsch, 239 Seiten, von dem bereits 10.000 Exemplare verkauft sein sollen. Der Autor war in seiner Zivildienstzeit Rettungssanitäter bei der JUH. Heute ist er Rundfunk- und Fernsehmoderator und Buchautor. Der Roman schildert das Leben und die Arbeit, Freuden und Stress der Rettungsdienstler, zeigt aber auch, dass und warum er sich mit „Den Johannitern“ bis heute identifiziert. In einem Interview hat er das so ausgedrückt: „Ich fand es ...sehr toll, dass wir auf einen Ritterorden zurückgehen. Klar, am Anfang war das DRK so etwas wie „Bayern München“ und die Johanniter nur der VfL Wolfsburg. Aber man entwickelt mit der Zeit einen gewissen Stolz: Das ist mein Laden und ich habe mich damit identifiziert. Man gehört irgendwann dazu. Nach meinem Zivildienst bin ich von dem Abschlussgeld nach Rhodos in den Urlaub gefahren. Als ich ein Kreuzritterdenkmal besichtigt habe, dachte ich: „Alles klar, da komme ich im Prinzip auch her““.¹⁰

¹⁰ johanniter. Zeitschrift für die Freunde der Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. 1/04 S. 20-21

Ein anderes Beispiel ist das im Jahr 2002 mit großem Erfolg aufgeführte Musical „Im Banne der Ritter. Die Geschichte von Judith und Kai“. Idee und Handlung stammen von den hauptberuflichen Mitarbeitern der JUH Daniela Linder, Simone Willmann und Ralf Sick, der auch die Musik für dieses sehr beschwingte, jugendgemäße Lehrstück komponiert hat. Der Inhalt: Kai, ein Junge von vielleicht 12 Jahren, schwärmt für die Ritter. Er liest, was er darüber finden kann. Er träumt sich hinüber in eine Welt wahrer Männer mit glänzenden Rüstungen und stets kampfbereiten Schwertern. Seine jüngere Schwester sieht das allerdings anders. Für sie ist Kai eher ruppig, ungenießbar und wenig ritterlich. Eines Tages wird Kai von einem Zeitstrudel erfasst und findet sich plötzlich auf einem Markt im Jerusalem der ersten Kreuzzüge wieder. Hier erlebt er eine Menge Überraschungen. Er wird Zeuge des Lebens und Treibens auf diesem Markt und erlebt auch das Auftreten einiger gut aussehender Ritter. Das Erstaunliche aber ist, dass diese Ritter nicht als arrogante Angeber und Draufhauer auftreten, sondern als mildtätige warmherzige Menschen, die für Judith, ein blindes behindertes Mädchen, Zeit und Zuwendung aufbringen. Durch diese Begegnung entdeckt Kai die wahre Bedeutung des Wortes Ritterlichkeit. Als er aus dem Zeitstrudel zurückgefunden hat, ändert er sich, was dann auch von seiner kleinen Schwester dankbar anerkannt wird.

Die „Frankfurter Neue Presse“ berichtete über die Uraufführung dieses Stückes unter der Überschrift „Musical-Projekt der Johanniter soll deutschlandweit Vorbildcharakter haben“.¹¹

Als drittes Beispiel soll wenigstens hingewiesen sein auf die Ritterspiele, die in nicht wenigen Johanniter-Kindergärten zum Repertoire gehören und vornehmlich von den Jungens mit Inbrunst und Begeisterung gespielt werden. In manchen Fällen gelten sie geradezu als Markenzeichen für einen echten Johanniter-Kindergarten.

Diese Beispiele zeigen, dass sich neben der vom Orden gelebten Johannitertradition eigenständige Identität stiftende Auslegungen der Ordensgeschichte etablieren. Diese Auslegungen haben zwei besondere Kennzeichen. Sie zeigen auf der einen Seite eine auffallende Unbekümmertheit sowohl im Blick auf die Historie als auch im Blick auf den real existierenden Orden. Herrenmeister, Kapitel, Konvente, Genossenschaften, Subkommenden, Rittertage, alles das bleibt unbeachtet, unerwähnt. Es kommt in dieser Johanniteraktualität nicht vor – allenfalls als freundlich akzeptierte, durchaus nicht bekämpfte, aber auch nicht wirklich verstandene, etwas antiquiert-verstaubte Randerscheinung, die man fröhlich auf sich beruhen lässt, weil sie im Grunde auch nicht stört.

Auf der anderen Seite werden hier Ritterbilder für den Gebrauch einer Hilfsorganisation angefertigt und popularisiert. Diese Ritter sind reine Guttäter, Menschenfreunde, dem

¹¹ Frankfurter Neue Presse, 12. 08. 2002

barmherzigen Samariter sehr ähnlich, kaum noch Krieger oder Kämpfer, mild bis soft, sanft und lieb. Eine Ausnahme bilden vielleicht die Ritterphantasien in den Kindergärten, die den kleinen Jungens eine legale Möglichkeit eröffnen, sich gegenseitig nach Kräften zu verhauen. Diesem Bild vom Guttäter-Ritter als Destillat der Geschichte des Johanniterordens steht nicht allein. Es ist eingerahmt oder hineingestellt in das Gesamtbild von „Den Johannitern“ als einer Guttäter-Gemeinschaft, das heißt einer fröhlich-frohen und großen Gruppe von vielen lieben Menschen, die sich zusammenfinden, um gemeinsam ganz viel Gutes zu tun. Diese Gemeinschaft sollten wir uns noch ein wenig näher ansehen.

III. Die Johanniter als Kuschelecke

In den Jahren 1995 bis 1999 hat es in der Johanniter-Jugend (JJ) eine aufwendige Leitbilddiskussion gegeben. Dabei ging es zentral auch um die Bedeutung der christlichen Tradition für die Johanniter-Jugend. Es wurden Workshops veranstaltet, Umfragen durchgeführt, Thesen erstellt und diskutiert mit dem Ergebnis, dass 6,3 % der JJ'ler und 13,3 % der JUH'ler erklärten, für sie sei es, als sie zu den Johannitern gingen, wichtig gewesen, dass sie hier zu einer christlichen Organisation kommen. Bei derselben Befragung erklärten aber 91 % von JJ und JUH übereinstimmend, dass sie einer Hilfsorganisation beigetreten sind, weil sie sich „hier für Schwächere einsetzen können“.¹² Das heißt: Die Sache (Einsatz für die Schwachen, Nächstenliebe) ist da und wird von erfreulich sehr vielen bejaht und gelebt, die traditionelle Begrifflichkeit und die Anbindung an die Institutionen Kirche und Orden sind so gut wie nicht da. Dennoch fühlen sich die jungen Leute als Johanniter und sind stolz darauf. Sie wären traurig und mit Recht empört, wenn man das in Zweifel ziehen wollte.

Der Distanz zur Institution Kirche und zur christlichen Sprache entsprechen die Erwartungen an den Gottesdienst. Schon rein äußerlich sind ein Gottesdienst aus Anlass zum Beispiel eines Rittertages oder gar Ritterschlages und ein Gottesdienst aus Anlass zum Beispiel des Pfingstzeltlagers der Johanniter-Jugend (JJ) durch Welten getrennt. Nicht nur der Raum – Zelt statt Kirche –, auch die Stimmung, die in beiden Gottesdiensten herrscht, die Kleidung der Teilnehmer, die Lieder, ja sogar die Musikinstrumente – Gitarre oder Schlagzeug statt Orgel – sind stark unterschiedlich., weil diese Gottesdienste auf stark unterschiedliche Erwartungen ausgerichtet sind. Der Orden erwartet in den Gottesdiensten nicht nur bei Rittertagen oder beim Ritterschlag, sondern auch im Bereich der Subkommenden, der Schwesternschaft und der Johanniter-Hilfsgemeinschaften (JHG) vor allem eine Bestätigung seines traditionell

¹² Leitbild- und Profilentwicklung – ein Projekt der Johanniter-Jugend, abgeschlossen Berlin im Jun 1999 S. 4

christlich-ordenszentrierten Selbstverständnisses. Das schließt die Stärkung des Glaubens und die Zurüstung für „den Kampf zum Heil“ (Ordensgebet) und den Dienst in der Welt ein. Die Johanniter-Jugend erwartet von einem Johannitergottesdienst in erster Linie action. Es muss was los sein. Es muss nicht unbedingt laut sein. Es kann, zumindest streckenweise, auch leise zugehen, aber es muss die Leute „anmachen“. Die Gemeinschaft muss spürbar, fassbar, erlebbar sein. Das Johanniter-Wir-Gefühl muss aufkommen. Kurz: Der Gottesdienst der Johanniter-Jugend muss die Leute in Stimmung bringen. Er muss ein event sein.

Wenn man verstehen will, worauf es den jungen Leuten vor allem ankommt, muss man sich an diese beiden Begriffe halten: Helfen und Gemeinschaft – oder besser: Helfen in einer Gemeinschaft, in der man sich angenommen weiß, in der man sich wohl fühlt und bei der man zusätzlich das Gefühl haben darf, in einer irre alten exotischen Rittertradition zu stehen.

Nicht gehört zu den Leitbegriffen der Johanniter-Jugend der Kampf. Die Guttäter-Ritter, von denen eben die Rede war, sind Helfer, aber keine Kämpfer. Die Ritterrüstung oder die Schilde und Schwerter sind für die heutigen Neu-Johanniter lediglich interessante, etwas bizarre, vielleicht auch exotische Verkleidungen ohne tiefere Bedeutung.

Natürlich wird man sich hüten müssen, den fehlenden Kampfeswillen über zu bewerten. Er scheint mir aber doch ein Symptom unserer Gesellschaft, das sich auch bei unseren jungen Leuten widerspiegelt. Die Problematik unserer Gesellschaft ist ja gerade, dass wir uns zu gemütlich auf unseren Erfolgen, zum Beispiel des Nachkriegs-Wirtschaftswunders, eingerichtet und vergessen haben, dass Leben Kampf ist – Kampf gegen Leid, Dummheit, Bequemlichkeit, Krankheit, Hochmut, Unglauben. Das Leben ist härter als wir in den letzten Jahrzehnten des Friedens und Wohlstandes in Deutschland wahrgenommen haben. Um in diesem Kampf zu bestehen, brauchen wir mehr als Nächstenliebe und Zusammenhalt. Wir brauchen den Glauben an Gott und an uns selbst. Und hier müsste die Evangelisierung in unseren eigenen Reihen ansetzen.

Dabei haben „Die Johanniter“ an der Tradition einen guten Rückhalt. Wir können bei dem Konzept, die Ordensgeschichte für die Evangelisierung zu nutzen, bleiben. Aber wir sollten stärker als bisher herausstellen, dass die alten Ritter nicht nur Helfer, sondern auch Kämpfer waren und dass der „Kampf gegen den Unglauben“ zu den heute wieder sehr aktuellen Hauptaufgaben aller Johanniter gehört. Dazu noch einige Überlegungen:

IV. Wir – Die Johanniter. Gedanken zur Zukunft

Es handelt sich um drei Überlegungen:

1. Der Orden muss seine Werke als Feld der Evangelisierung neu entdecken. Als Beispiel nenne ich hier vor allem die Kindergärten. Durch unsere rund 170 Kindergärten und Kindertagesstätten gehen täglich etwa 10.000 Kinder. Viele Leiterinnen und Erzieherinnen haben aber an den Johannitern wenig Rückhalt. Hier ist Bedarf an Unterstützung etwa durch Freundeskreise aus unseren Reihen, vielleicht nach dem Vorbild der „Grünen Damen“ in den Krankenhäusern. Diese Einrichtung hat sich ja als sehr segensreich erwiesen. Die „Grünen Damen“ greifen nicht in das Tagesgeschäft der Krankenschwestern ein. Sie stellen sich für zusätzliche Dienste zur Verfügung. In analoger Weise könnten Freundeskreise um unsere Kindergärten, um unsere Sozialstationen oder die offene Jugendarbeit Hilfestellung leisten als verlässliche Ansprechpartner, die auch immer wieder die christliche Ausrichtung unserer Einrichtungen in den Blick rücken, ohne zu bevormunden oder reinreden zu wollen. Ich kann mir vorstellen, dass solche Mitarbeit gern angenommen wird. Sie würde auch die Distanz zwischen dem Orden und seinen Werken verringern helfen. Diese Distanz wird nach meinen Erfahrungen durch einen einmal jährlichen Subkommende-Abend in einer Einrichtung der JUH nicht überwunden. Sie wird auch nicht durch gemeinsame Johannisfeiern und Gottesdienste überwunden. Sie kann nur durch gemeinsame Arbeit, durch Mitarbeit wirklich überwunden werden. Wenn dann auch gelegentlich zusammen gefeiert wird, macht das eher Sinn als gemeinsames Feiern ohne gemeinsame Arbeit.
2. Wir müssen lernen, mit unseren Unterschieden zu leben. Der Orden darf seine Geschlossenheit und Homogenität nicht aufgeben. Sie ist eine der Wurzeln seiner Kraft. Andererseits wollen die verschiedenen Berufsgruppen, die bei uns arbeiten, ihre eigenen Kontakte pflegen und ihre Probleme auch unter sich bereden. Weder Abkapselung, noch Selbstgenügsamkeit, noch Selbstaufgabe, noch Aktionismus können uns weiterbringen, sondern allein menschliche Zuwendung, die aus dem Herzen kommt und den anderen als Menschen ernst nimmt und achtet. Zusammenarbeit und Lebensgemeinschaft in der Johanniter-Gemeinschaft erfordern viel Herz und ebenso viel Verstand, aber auch Takt. Dann können sie sehr bereichernd und belebend sein – für alle Seiten.
3. Wir können, wollen und dürfen allen Menschen, aber auch den Johannitern im eigenen Verband die Einladung zum Glauben nicht schuldig bleiben. Evangelisierung braucht Geduld auf der einen und das tiefe Wissen um den unschätzbaren Reichtum und den Segen, den der Glaube an Gott in unser Leben bringen kann. Mit dem Glauben an Gott

gewinnt unser Leben eine zusätzliche Dimension, eine Erweiterung des Horizontes, eine Sinnmitte und eine Ausrichtung, nach der sich jeder Mensch, eingestanden oder nicht, zuletzt doch sehnt. Der Glaube erhebt uns über die Alltäglichkeit des Seins. Er bindet uns mit dem Schöpfer zusammen und macht uns zugleich menschlich und unabhängig vom allzu Menschlichen. In diesem Sinne findet der Mensch durch den Glauben und im Glauben zu sich selbst.

Evangelisierung ist Einladung zur Heimkehr, zur Rückkehr zum Ursprung, zur Selbstfindung. Durchdrungen von dem Wissen, dass wir etwas weiterzugeben haben, was die Menschen (manchmal gegen allen Anschein und gegen ihre eigenen Beteuerungen) für ihre Seele brauchen und nötig haben, können wir auch warten, um die richtigen Zeitpunkte zu erkennen, an denen wir etwas sagen oder lieber schweigen sollten.

Das Wissen um die Größe unserer Einladung kann uns aber auch frei machen von Erfolgszwang oder von der Angst um die Zukunft der Kirche, so als ob das Überleben der Kirche von uns und unseren Einsätzen abhängig wäre. Das ist gerade nicht der Fall. Letzten Endes lebt die Kirche von der Begegnung mit Gott, davon, dass Menschen Gottes inne und von Gott ergriffen werden. Unser Beitrag kann dabei als Anstoß, Anregung, Sensibilisierung oder als einfacher Hinweis aufgenommen werden. Mehr können wir nicht. Das meiste und entscheidende muss Gott selber tun. Martin Luther hat das einmal sehr klar auf den Punkt gebracht: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden’s auch nichts sein; sondern der ist’s gewesen, ist’s noch und wird’s sein, der da sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28,20)“.¹³

¹³ Martin Luther, Wider die Antinomer (1539), Weimarer Ausgabe Bd. 50, S. 476, 31-35